

VIII.

DIE BALKEN DER NACHT

Der Wind hatte den Nebel mit sich genommen. Kalt war es, und erneut fiel Regen. Der Herbst verblich in einem tiefen Grau.

Espen träumte. Sie hatte sich nur kurz zu Bett legen wollen, einen Moment nur, um wieder zu Kräften zu kommen, aber sie hatte nicht gewusst, wie erschöpft sie war. Ihr Herz schlug, sie atmete heftig, der weite Gang, geeilt war sie, so geeilt. Sie atmete, und dennoch schien die Luft so eng. Die schmalen Gassen, die steilen Stufen, die Ungeduld. Nur einen Moment ruhen, zu Atem kommen, zu Kräften, da war sie schon in den Schlaf gesunken, der kam und sie überwältigte.

Sie träumte.

Lang war es her, dass sie zuletzt geträumt hatte, ihr Schlaf war tief und leer gewesen, und wenn sie spürte, dass sich in ihr etwas regte, dass sich die Bilder aus ihrem tiefsten Innern zu stehlen versuchten, dann hatte sie den Schlaf gemieden, hatte sich dumm gestellt, so dumm, sie hatte Schnaps getrunken oder Tabletten geschluckt, sie hatte Liebschaften gesucht, es war ja bedeutungslos, es war egal, ja dieser Leichtsinn war immer gut, um sie in der Stumpfheit gefangen zu halten. Doch heute träumte sie, träumte tief. Sie träumte, dass sie erwachte.

Dein Traum soll dir verraten, was dein Freund im Wachen tut. Sie wollte die Augen öffnen, doch sie konnte nicht. Es war so stickig, so heiß, so eng. Sie wollte schreien, doch sie konnte nicht, sie war kein Mensch mehr. Sie lag da und klammerte sich an die Finsternis.

Ein Bett war sie, Lammarcks Bett, sein Geruch haftete noch an ihr. Sie konnte sich nicht bewegen, steif lag sie da, erstarrt, verstummt. Warten musste sie, warten. An den Tagen brannte die Sonne über sie hinweg, es war so stickig, so heiß, so eng. Wo war er? Sie war verlassen, öde, sie wartete. Sie würde ihn in sich aufnehmen, würde dort sein, um ihn zu halten. Wenn er schlief, würde sie über seinem Schlaf wachen. Wenn er sich in seinem Angsttraum wälzte, wäre sie da, um seine Unruhe zu empfangen. Sie klammerte sich in die Dunkelheit, alles schmerzte, die entsetzliche Streckung, die Finsternis, das Alleinsein.

Dann wurde es Abend, sie konnte es nicht sehen, doch fühlen konnte sie es, die brennende Sonne stürzte, die Erleichterung kam. Eine Tür öffnete sich, Lammarck trat ein. Espen träumte, träumte tief. Sie spannte sich unter der Schwere seines Leibes, kaum konnte sie ihn halten. Doch sie war dazu geschaffen, sich unter ihm zu strecken, sich an die Nacht zu klammern und ihn zu tragen. Lammarck bettete sich in ihre Wärme, sie wollte ihn rufen, doch sie konnte nicht. Er sättigte sich auf ihr, nackt lag er da, er berührte sich, begann, in seiner Geschlechtlichkeit zu malmen. Sein Schweiß drang in ihre Haut, ihr war so heiß, so eng. Sie klammerte sich, so fest sie konnte, an die Balken der Nacht, die ihre Hände schnitten. Sie fühlte Splitter, die in ihre Haut drangen. Sie konnte ihn riechen, dieses Verlangen, er zitterte, er war in Hast. Sie wollte rufen, wollte schreien, wie konnte es sein, dass sie ihn trug und fast zerbrach, und er bemerkte es nicht? Wie konnte es sein, dass sie ihm so nah war, er würde stürzen ohne sie, doch er wusste nicht einmal, dass sie da war! Er stieß

einen Schrei aus, der in ein Wimmern übergang, er presste seinen Leib gegen sie, sein Saft drang aus ihm heraus, unwirsch wischte er es an ihr ab. Sein Geruch, sein Schweiß und seine Tränen drangen in sie ein, in ihren Mund, in ihren Bauch, in ihr ganzes Inneres. Sie schmeckte seinen Samen, schmeckte die Tränen, sie wollte rufen, war es denn möglich, dass er ihre Nähe nicht bemerkte? Er war so schwer, er sprengte sie, ihre Streckung, fast sprengte er ihren Willen, ihn zu tragen. Sie wollte schreien, aber sie konnte nicht.

Er fiel in Schlaf. Die Stunden, die er schlief, wachte sie über ihm, harrte aus und klammerte sich an die Balken der Nacht, die ihre Hände schnitten. Die Splitter drangen tief in ihre Haut. Gewiss schien der Mond und tauchte den Raum in kühles Mondmilchweiß, gewiss prangten Sterne. Lammarck schlief, doch dann kamen Geister. Er begann zu stöhnen, er wälzte sich. Im Glauben, gegen die Geister anzugehen, die ihn bedrohten, schlug er auf Espen ein, hart und ohne Erbarmen, er ballte die Fäuste, wie eine Kesseltrommel bearbeitete er sie. Dann öffnete er die Fäuste und krallte sich an ihr fest. Ihre Haut riss auf, sie blutete. Er zog Striemen über ihre Einsamkeit, sie wollte schreien. Doch sie konnte nicht.

Dann kam der Tag, der die Hitze brachte.

Lammarck war fortgegangen, doch nicht für lange. Er kam wieder, er war nicht allein, bei ihm war eine Frau. Espen konnte die Stimmen hören, Lammarck zischte und hatte es eilig. Die Frau roch abscheulich, ihr Lachen war spöttisch und verneinend, aber Lammarck ließ sich nichts entgehen, er presste die Frau auf Espens Haut, er presste diesen süßlichen Geruch in die Laken, Espen

hörte, wie sie ein gurgelndes Lachen ausstieß, halb lü-
stern, halb abweisend. Espen wollte vergehen, sie wollte
nicht bleiben, doch sie war erstarrt, sie musste bleiben.
An die Dunkelheit gefesselt, harrete sie aus, die Frau
zuckte auf ihr, stieß hilflose und verärgerte Laute aus.
Wie konnte sie das ertragen? Lammarck drängte sich
gegen sie, er ließ sie nicht los. Espen wollte vergehen,
wollte weichen, doch sie konnte nicht, viel zu entkräf-
tet war sie, zu aufgezehrt. Die Streckung zersprang fast,
gleich würde sie stürzen, mit ihnen stürzen, sie würde
zerbrechen, das Bett zerbrechen, das die beiden trug.
Doch dann war der Augenblick plötzlich vorüber.

Lammarck war verärgert. Es gab keinen Schrei, keine
Erleichterung, er wandte sich ab und schickte die Frau
fort, schickte ihren süßlichen Geruch fort. Er war al-
lein.

Die Nacht kam, die ihn in kühles Mondmilchweiß
kleidete. Nackt lag er da und weinte, die Tränen dran-
gen in ihre Haut, in ihren Mund, in ihr Bewusstsein.
*Dein Traum soll dir verraten, was dein Freund im Wa-
chen tut.* Sie spürte seine Wärme, seinen Geruch, sie
streckte sich, klammerte sich an die Balken der Nacht
und trug ihn, trug den Blinden, den Verächter, trug den
Mann, der sie nicht spürte, ihre Nähe nicht fühlte und
nicht wusste, dass sie es war, die sich unter ihm spannte.
Sie wollte schreien, schreien vor Schmerz und Em-
pörung, schreien vor Einsamkeit, doch sie konnte nicht.
Da erwachte sie.

Es war Tag.

Sie verließ das kleine Zimmer mit den grünen Mö-
beln, der Blumenvase und der Kopie eines antiken

Spiegels, um in der Stadt umherzuirren. Sie wanderte durch die engen Gassen, auf der Suche nach etwas, doch sie wusste nicht, was es war.

Durch die Gassen irrte sie, es war still und einsam, es war kalt und klamm, und sie begegnete keinem einzigen Menschen. Der niedrig stehende Himmel dröhnte über die Giebel hinweg, die Fenster waren verhangen, die Türen blieben verschlossen, nirgendwo war ein Zeichen zu erkennen, dass hier Menschen lebten.

Manchmal blieb sie stehen, sie spürte den Drang, irgendwo zu klopfen, an eine der abweisenden Türen zu pochen, die keine Schilder hatten, und wenn sie welche hatten, konnte Espen sie nicht entziffern. So stand sie also an einer steilen Mauer, die der Regen eingefärbt hatte, und sah über sich die Wolken rasen.

Sie wartete. Vielleicht öffnete sich ja ganz von selbst eine der Türen, und man ließe sie herein, in eine warme Stube. In der Ecke ein Ofen. Eine freundliche Frau bäte sie zum Tee an einen hübsch gedeckten Tisch. Nachdem sie sich gesetzt hätte, reichte jemand ihr ein Kissen. Eine Familie umringte sie, die aufmerksamen Blicke folgten ihr, sie spräche, vorsichtige, ungeübte Worte, und dennoch klänge ihre Stimme weich, und weit.

Nachdem man ihr lächelnd zugehört hätte, würde jemand sie etwas fragen. In dieser Frage wären keine List, kein Hinterhalt, sie wäre eher wie eine Berührung. Espen würde antworten, doch sie müsste gar nicht antworten, sie bräuchte nur zu sein. Man würde sie sehen, die Blicke ihr folgen, auch wenn sie still wäre. Sie müsste nicht sprechen, um darin das Schweigen zu bewältigen.

Dieser Ort wäre wie eine Kathedrale, das Schweigen ein Gebet, mit dem man dankte. Sie müsste kein Wort sagen, die Menschen hier würden sie lassen, sie bräuchte nur dort zu sitzen, müsste keine Regeln einhalten, die sie ohnehin nicht kannte, und keine Floskeln aufsagen, die sie nicht verstand. Dieser Ort wäre wie eine Burg, das Schweigen wie Einhelligkeit, man wusste umeinander und wendete so den Angriff ab.

Aber dieser Ort würde ihr verschlossen bleiben. Es gab keine Tür, die sich ihr öffnete, sie stand vor der steilen Mauer, Menschen kamen vorüber, ohne sie zu beachten, sie wartete.

Sie konnte sich nicht entschließen, irgendwo zu klopfen, an eine der abweisenden Türen zu pochen, was hätte sie sagen, worum hätte sie bitten sollen, »... so helfen Sie mir doch, so helfen Sie mir doch«, aber ach – dieser Ort würde immer verschlossen bleiben.

Ein Mann näherte sich. Auf einen Stock gestützt, kam er die Gasse herauf. Espen wusste, dass er sie bemerkt hatte, doch er zeigte es nicht.

Er ging ohne Eile. Nässe perlte von seiner Stirn über seine Wangen, doch es schien ihn nicht zu stören. Er stöhnte leise, offensichtlich hatte er Schmerzen, aber der Ausdruck seines Gesichts war leer, nichts regte sich in seinen ausgelaugten Zügen, das Stöhnen schien von weit her zu kommen, als befreite es sich aus einem entlegenen Winkel seines Bewusstseins, auf den er keinen Einfluss hatte. Als er Espen erreicht hatte, blieb er plötzlich stehen und betrachtete sie eine Weile.

Dann sagte er: »Ja. Ich weiß es genau. Ich kenne dich gut.«

Sie blickte ihn an, schüttelte den Kopf, was sollte sie auch sagen.

»Ich kenne dich, doch, doch. – Kein bedeutsamer Fall. Ich habe dich pfeilgeschwind zu den Akten gelegt. Es liegt mir nichts daran, mich mit einer solch banalen Konstellation zu beschäftigen, wie sie sich bei dir findet. Diese Fälle langweilen mich.«

»Sie sind Arzt?«

»Ich war Arzt. Heute bin ich der Erinnerer. Ich halte den Ausgang der Menschen in Akten fest. Ich reise und dokumentiere, ich zeichne auf, analysiere, hinterfrage und zähle, ich zähle die Tränen, die der Freude ebenso wie die der Trauer. Ich bin befugt, im Zweifel Gutachter hinzuzuziehen. Alle involvierten Personen und Einrichtungen haben mir Auskunft zu erteilen. Aufgrund meiner hervorragenden Bildung bin ich befugt, Empfehlungen zu unterbreiten. Ich habe mich in der Menschenkunde unterweisen lassen. Glaube nur nicht, dass es etwas gibt, das ich nicht weiß!«

»Sie kennen mich?«

»Doch, doch. Kein bedeutsamer Fall, banale Triebverleugnung ... Sagen wir es so, an deinem Charakter findet sich nichts Wesentliches, es ist offensichtlich, dass du keine Zuwendung findest. Du glaubst es nicht, doch du bist fadenscheinig wie eine Lüge, reizend wie der Widerspruch, verleugnend wie das absichtliche Vergessen.

Ich habe deinen Fall verfolgt, mit wachsendem Unbehagen habe ich beobachtet, wie du deine Gesinnung entfaltet hast. Wer hätte dich daran hindern können,

mit deinem armseligen Wissen das Leben zu suchen und in die Welt zu marschieren, um sie zu erobern?

In einem Fall wie deinem geht es immer um Verführung. Ich habe deine Fragen gehört, deine Antworten belächelt, deine Argumentation lässt zu wünschen übrig, und deine Überzeugungskraft? Haben wir dir nicht gesagt, dass die Triebverleugnung dich in eine Scheinwelt führt? Außerdem sprechen zahlreiche Fingerzeige, die ich in meinem Gedankengang aus Zeitgründen übergehen muss, für einen Missbrauch in jungen Jahren.«

»Missbrauch?«

»Die Frage ist natürlich, wer hat hier wen missbraucht? Du bist in deinen ödipalen Wünschen nicht befriedigt worden, was blieb dir anderes übrig, als zu versuchen, sie zu verführen?«

»Sind Sie sich denn sicher, alles über die Menschen zu wissen? Sind Sie befugt, Ihre Schlüsse zu ziehen? Woher wissen Sie denn, dass es die Erwachsenen sind, die unter dem Kind zu leiden haben? Dass an dem Kind nichts ist, nicht einmal eine Würde, um derentwillen man es liebt?«

»Doch, doch. Kein bedeutsamer Fall. Du hast es vergessen, aber es gibt kein Entkommen: Nie hast du jemanden hingerissen, nie warst du fähig, einen dazu zu bewegen, in der Zeit innezuhalten, um dich zu bestaunen. – Das ist die Liebe, wenn sie dich bestaunen, doch dich hat keiner bestaunt. Du hast nie einen verleitet, im Augenblick zu verharren und sich an dir zu erfreuen. Doch, doch. Kein bedeutsamer Fall, oder glaubst du, deine Fadenscheinigkeit könnte dir fremde Türen öffnen?«

»Was für eine Bildung haben Sie denn, sagen Sie mir das doch! Wer erlaubt Ihnen, Ihre Schlüsse zu ziehen? Sie hören mich ja nicht einmal an!«

»Doch, doch. Kein bedeutsamer Fall, banale Triebverleugnung. Aber lassen wir das, mit dir ist nicht zu spaßen, du willst aufbegehren. Glaubst du vielleicht, andere Menschen leiden weniger als du? Glaubst du, du bist die Einzige?

Was meine Bildung betrifft, glaube nur nicht, diese anzweifeln zu dürfen. Ich habe deinen Werdegang verfolgt, ich habe mich geschämt. Mein Unbehagen wuchs und wuchs. Du hast Worte gebraucht, die ungehörig sind, hast dich benommen, wie es sich nicht gehört. Du hast feine Sitten für dich in Anspruch genommen, doch in deinem Leben sind sie ohne Bedeutung. Du hast die Zukunft erniedrigt, indem du dich ihrer bedient hast wie einer Lotterie. Niemals hast du dich bemüht, nie überwunden, nie hast du eine Sprache gefunden, die dein ist ...«

»Aber was sagen Sie denn, was sagen Sie denn! Ich habe mich bemüht, obwohl ich nie wusste, was man von mir wollte. Meine Worte fielen ins Leere, darum erschienen sie absurd. Meine Fragen fanden keine Antwort und waren deshalb so schändlich. Meine Gesinnung blieb fremd und erschien daher ohne Sinn. Ich habe mich um die Menschen bemüht, ich habe sie nie begriffen, was sagen Sie denn, was sagen Sie denn ...«

Ihre Stimme überschlug sich fast vor Hast.

»Sollen wir etwa die Mätzchen aller Menschen ernst nehmen? Selbstverständlich müht sich ein verleugneter Trieb, oft genug musste ich mit ansehen, wie du dich an der Zukunft vergangen hast. – Aber es ist sinnlos,

mit dir darüber zu reden, du besitzt kein Fachwissen, du bist nicht dazu imstande, deinen Triebkonflikt zu analysieren, du bist ungebildet und weißt nicht, welchen Impulsen dein Tun entspringt. Was du glaubst, ist nicht von Belang. Deine Vergangenheit rührt keinen. Deine Gegenwart ist ein bleicher Schatten. Was soll ich da noch von deiner Zukunft sagen ...«

»Sie sind der Erinnerer. Nicht wahr, das sind Sie? Erinnern Sie sich also an alles?«

»Ich rate dir ab, an meiner Kompetenz zu zweifeln.«

»Sie wissen nichts von meiner Aufrichtigkeit, Sie wissen nicht, wie treu ich war, wie stark mein Wille, die ganze Welt zu tragen.«

»Papperlapapp!«

»Erinnern Sie sich an das Mädchen, das verzweifelt war in seiner Liebe, die keinen Sinn zu haben schien?«

»Banale Triebverleugnung. In deiner Argumentation verwirren sich Allgemeines und Besonderes.«

»Kennen Sie noch das Mädchen, das ihren Reichtum an Empfindsamkeit opferte, um die Liebe einzulösen?«

»Ich denke nicht, dass du irgendetwas sagen kannst, das ein Recht auf Geltung hat. Ich bin der Erinnerer. Wenn ich dich betrachte, schäme ich mich. Wenn ich an dich denke, wächst mein Unbehagen. Du hast nichts vollbracht, nichts geleistet, um die Liebe zu verdienen. Du hast eine Scheinwelt geschaffen, es gibt ihrer so viele, was soll ich sagen? Lassen wir es dabei bewenden, du bist ein bleicher Schatten. Heute ist nicht die Zukunft, du hast sie verspielt ...«

»Ich?«

»Ja, du. Du dummes Mädchen. Glaubst du etwa, du verfügst über irgendetwas, das die Menschen dazu

bewegt, dich zu bestaunen? Etwas, das ihnen diesen besonderen Augenblick schenkt, einen Augenblick, in dem der Vorhang zerreißt und das Geheimnis offenbar wird? – Doch, doch ... Kein bedeutsamer Fall. Ich weiß es genau. Ich kenne dich gut.«

Mit diesen Worten wandte der Erinnerer sich jählings von ihr ab. Ohne Eile ging er weiter. Er stützte sich auf seinen Stock. Seine Haltung machte ihr deutlich, dass es keinen Sinn hatte, weiter zu ihm zu sprechen. Ganz still war es nun, er war in der müden Gasse verschwunden.

Reglos stand sie vor der steilen Mauer, sprachlos wartete sie, wartete, dass man ihr öffnete. Konnte es denn wirklich sein? Die Gasse blieb still. Konnte es sein, der Regen rann die Wand herab und färbte sie schwarz, und die Wolken rasten über die Giebel. Konnte es sein? Ihr Gang ohne Ziel?

Sie wagte nicht, an eine Tür zu pochen, sie fürchtete die Abweisung und den Spott, sie war eine Fremde, von weit her, viele ihrer Urkunden hatte sie verloren, ihre Fotografien waren verblasst, die Menschen, die sie gekannt hatte, längst fortgezogen. Es gab keinen mehr, zu dem sie hätte gehen können, alle waren verschwunden, die Notzeiten hatten sie vertilgt, die Orkane vertrieben, die Dürre hatte sie aufgezehrt und die Feindschaft entehrt. Und was hätte es gebracht, Menschen anzugehen, die sie einst gekannt hatte, hatten sie sich doch von ihr abgewandt. Niemand hätte sich für sie verbürgen können, niemand wäre da.

Sie spürte den Drang, durch die Fenster in die Häuser zu spähen, vielleicht könnte sie etwas sehen, ein

wenig Licht, Eintracht und Zärtlichkeit, einen Kaffeetisch, ein gehäkelttes Deckchen, Lächeln, das sich im Kreis einer Familie reiht. Sie hatte das Verlangen, irgendwo zu klopfen, an eine der abweisenden Türen zu pochen und zu bitten, aber was hätte sie sagen, worum hätte sie bitten sollen, »... so helfen Sie mir doch, so helfen Sie mir doch«, aber ach – sie wagte es nicht. Nichts, was man ihr hätte geben können, wäre genug gewesen, nach mehr hätte es sie verlangt, nach noch mehr und mehr, der Schlund in ihrem Inneren hätte jede Freundlichkeit heruntergeschlungen, um nach mehr zu schreien. Wie ein unersättliches Kind.

Es wäre auch nicht genug, sie zu lieben. Hinopfern müsste man sich für sie, um am Ende zu sterben. Auslöschen müsste man sich für sie, der Schlund in ihrem Innern zitterte, sie war ganz Gier, ganz Schmerz, Panik erfasste sie.

Konnte es sein, dass man ihr nicht genug zubilligte? Das Opfer der ganzen Welt hätte sie gebraucht, und noch viel mehr, um diese Erschütterung zu überwinden. Wie aber hätte sie sich um dieses Opfer verdient machen können? An die Tür pochen, hämmern, man musste ihr doch öffnen, man musste ihr endlich erklären, was sie sich hatte zuschulden kommen lassen. Was hatte sie getan, dieses entsetzliche Schweigen, diese Irreführungen, die Erschütterung war da, sie blieb. Es gab kein Opfer. Was hatte sie getan, es gab nur diese Leere, das Alleinsein in dieser grenzenlosen Eiswüste, ein Nadelöhr, durch das die Ausflüchte waberten, aufgesprungene, zitternde Lippen, zwischen die man ihr die selbstgefälligen Befunde stopfte. Ein ferner

Horizont voll gleißender Widersprüche, die sie von den Menschen trennten.

Sie stand vor einer riesigen, blanken Tür. Man musste ihr doch öffnen, man musste ihr endlich die Bedingungen erklären, die man erfüllen musste, um eine Zukunft zu haben. Man musste ihr die Ordnung erklären, die nötig war, um an ihrer Eintracht teilzuhaben, und die Vorschriften, gewiss gab es Vorschriften, die sie nicht kannte, und Sitten, die sie missachtet hatte. Zitternd stand sie vor der abweisenden Tür, doch sie wagte nicht, dagegen zu hämmern, sie wagte nicht einmal, in einer eiligen Bewegung über das Holz zu streichen, um die Feuchtigkeit der Maserung zu spüren, sie stand da wie gelähmt.

Die Bitte würde nie eine Bitte sein, das Anliegen nie ein Anliegen, die Erfüllung nie eine Erfüllung. Sie würde sich an der Tür die Haut verbrennen, und das Pochen würde von dem regennassen Holz abprallen und in ihren Leib fahren. Wo waren Zärtlichkeit, Eintracht und Staunen? Sie stand vor der steilen Mauer, jämmerlich und sprachlos. Eine Träne sickerte aus ihrem Blick, doch sie merkte es nicht.

Dann ging sie weiter.

Der Tag versank in der Dämmerung. Die Stadt verwirrte sich in schweigenden Gassen, bald hatte Espen sich verlaufen. Nirgends erblickte sie ein bekanntes Zeichen, nirgends einen Kirchturm, der die Giebel überragte.

Sie wurde unruhig. Die Stadt schien menschenleer, die Häuser dunkel, die Fenster verhangen. Die Türen blieben verschlossen.

Irgendwann gab sie die Mühe auf, sie ließ sich von ihren Gedanken treiben, sie ging und ging, es machte keinen Sinn, es war ohne Bedeutung, warum sie ging und wohin.

Der Regen wurde heftiger. Der Asphalt zitterte im Licht des Abends. Ein frischer Wind wehte, der den Erdduft trug.

Es war still, vielleicht war es besser so, wie beschämt hätte sie sich gefühlt, wenn jemand sie gesehen hätte, gefragt hätte, was hätte sie antworten können? Was hätte sie sagen, worum hätte sie bitten können? »... so helfen Sie mir doch, so helfen Sie mir doch«, aber ach – die anbrechende Nacht berührte sie mit klammen Fingern, eine Nacht, die durch die Gassen taumelte wie ein geschundener Soldat. Das Leben verbarg sich vor Espen in den verschlossenen Häusern, niemand ließ seine Schritte hören, niemand begegnete ihr, um sie mit diesem abweisenden Blick anzusehen. Was aber beunruhigte sie so?

Regen rauschte rings, er troff von den Dächern herab, von den Fenstern und Türen. Regen fiel und nässte ihr Haar, ihre Haut ... Im halben Licht ein Flüstern. Das Flüstern der Niemandseele, Worte von weit her. Eine Berührung, die um Einlass bat, das Kind anspielte und an seine Stirnseite klopfte. Ein dumpfer Takt. Das Pochen der Niezeit, Nimmerzeit. Schwärmerei ohne Belang, Erregung ohne Halt. Die leuchtende Fülle einer Frage, die keine Antwort fand ... Sie musste fragen und wieder fragen, die zur Eile drängenden Geister pressten ihre Narrenbeine gegen sie, doch sie bekam keine Antwort.